

JAMES FENIMORE
COOPER



DER LETZTE
MOHIKANER

Eine Erzählung aus dem Jahre 1757

Vollständige Ausgabe

Nach einer alten Übersetzung
bearbeitet von Martin Engelmann

NIKOL
VERLAG

Einleitung des Verfassers*

Wir glauben, dass wir den Schauplatz der folgenden Erzählung im Text selbst und in den begleitenden Anmerkungen hinreichend beleuchtet und dem Leser die zum Verständnis der meisten Anspielungen erforderlichen Informationen in hinlänglichem Maße gegeben haben. Da aber die indianischen Überlieferungen noch immer in so großem Dunkel liegen und auch in Bezug auf indianische Namen viel Verwirrung herrscht, scheinen einige Erläuterungen vorab dennoch angebracht zu sein.

Nur bei sehr wenigen Menschen dürfte ein widerspruchsvollerer Charakter anzutreffen sein als bei einem eingeborenen Krieger von Nordamerika. Im Kampf ist er unternehmend, prahlerisch, verschmitzt, grausam, rachsüchtig, voll Selbstverleugnung und Aufopferung; im Frieden gerecht, edelmütig, gastfreundlich, bescheiden, abergläubisch und im Geschlechtlichen sittsam. Diese Eigenschaften zeichnen zwar nicht alle Indianer in gleichem Grade aus, sie bilden aber so hervorstechende Züge bei diesen merkwürdigen Völkern, dass man sie charakteristisch nennen darf.

Man ist allgemein der Ansicht, dass die Ureinwohner des amerikanischen Festlandes asiatischer Abkunft seien. Viele

* Cooper verfasste diese Vorrede 1831 zur überarbeiteten, zweiten Auflage seines Romans, die in einem englischen Verlag erschien und sich an mit amerikanischen Verhältnissen wenig vertraute Leser richtete. Alle nachfolgenden Anmerkungen, die nicht extra gekennzeichnet sind und über bloße Worterläuterungen hinausgehen, stammen von Cooper selbst. (Anm. ME)

Tatsachen physischer als auch moralischer Art belegen diese Auffassung, und es scheint, dass nur sehr wenig dagegen spricht.

Die Hautfarbe des Indianers ist, wie der Verfasser glaubt, ihm eigentümlich; und wenn seine Backenknochen sehr auffallend das Gepräge tatarischen Ursprungs tragen, so ist dies bei den Augen nicht der Fall. Das Klima dürfte auf die Hautfarbe einen großen Einfluss gehabt haben, allerdings ist es schwer zu erklären, wie es auch bei den Augen einen so wesentlichen Unterschied bewirkt haben sollte. Die Bilderwelt des Indianers ist in Dichtung und Rede morgenländisch: Sie ist – vielleicht zu ihrem Vorteil – durch den engen Bereich der Alltagserfahrungen begrenzt. Der Indianer nimmt seine Bilder von den Wolken, den Jahreszeiten, den Vögeln, den Vierfüßlern und der Pflanzenwelt. Hierin tut er vielleicht nicht mehr, als auch ein anderes tatkräftiges und phantasiereiches Volk tun würde, dessen Einbildungskraft durch den Kreis der begrenzten Erfahrung in Schranken gehalten wird. Aber der nordamerikanische Indianer kleidet seine Gedanken in ein Gewand, das z. B. von dem des Afrikaners zu sehr abweicht und in sich selbst zu viel Morgenländisches hat, als dass es nicht auffallen müsste. Seine Sprache hat ferner ganz den Reichtum und die gedankliche Fülle der chinesischen; er gibt einen Satz mit einem Wort wieder und bestimmt den Sinn eines ganzen Satzes durch eine Silbe – ja, er drückt verschiedene Bedeutungen durch die einfachsten Modulationen der Stimme aus.

Sprachforscher, die viel Zeit auf ihre Studien verwandt haben, behaupten, dass die zahlreichen Stämme, die früher das Gebiet der Vereinigten Staaten bewohnten, eigentlich nur zwei oder drei Sprachen gesprochen hätten: Die jetzigen Verständigungsschwierigkeiten der Völker untereinander seien durch Entstellungen dieser ursprünglichen Sprache und durch deren Dialekte zu erklären. Der Verfasser erinnert sich, der Zusammenkunft zweier Häuptlinge der großen Prärien westlich vom Mississippi beigewohnt zu haben, bei der ein beider Sprachen mächtiger Dolmetscher zugegen war. Die Krieger redeten viel miteinander und schienen im besten Einvernehmen zu sein, und doch

verstand, nach der Versicherung des Dolmetschers, keiner ein Wort von dem, was der andere sagte. Sie gehörten feindlichen Stämmen an, und nur der Einfluss der amerikanischen Regierung hatte sie einander genähert. Merkwürdig ist jedoch, dass eine gemeinsame Politik beide auf denselben Gegenstand führte: Sie forderten sich gegenseitig zum Beistand auf, falls die Wechselfälle des Krieges die eine oder die andere Partei in die Hände ihrer Feinde brächte. – Welche Bewandtnis es nun mit dem Ursprung und dem Genius der indianischen Sprachen auch haben mag – heute unterscheiden sie sich in ihrem Vokabular so sehr voneinander, dass ihre wechselseitige Verständigung alle Probleme aufweist, die zwischen gänzlich fremden Sprachen üblich sind. Aus dieser Tatsache resultieren überdies auch die Probleme des Studiums der indianischen Geschichte und die Unklarheiten der Überlieferungen.

Wie bei anderen Völkern, die Ansprüche erheben, erzählt auch der nordamerikanische Indianer die Geschichte seines eigenen Stammes oder Geschlechtes ganz anders, als beispielsweise die Nachbarstämme von ihm reden. Er überschätzt gerne die eigenen Vorzüge und veranschlagt die seines Nebenbuhlers oder Feindes deutlich geringer: ein Charakterzug, der vielleicht die mosaische Schöpfungsgeschichte bekräftigen dürfte.

Die Weißen haben durch ihre Verstümmelung der Namen viel dazu beigetragen, die Überlieferungen der Ureinwohner noch weiter zu verdunkeln. So wechselte bei ihnen der Name auf dem Titel dieses Buches bald in Mohicanni, bald in Mohikans oder Mohegans, wobei die letzte Form am weitesten verbreitet ist. Wenn man sich bewusst macht, dass die Holländer (die sich zuerst in New York ansiedelten), die Engländer und die Franzosen stets eigene Bezeichnungen für die Indianervölker hatten, und dass sogar die Indianer nicht allein ihren Feinden, sondern auch sich selbst häufig verschiedene Namen gaben, so ist die Verwirrung leicht erklärt.

Auf diesen Seiten meinen die Namen Lenni Lenape, Lenape, Delawaren, Wapanachki und Mohikaner alle ein und dasselbe Volk oder Stämme desselben Volkes. Die Mengwe, die Maqua, die Mingos und die Irokesen, obgleich durchaus nicht identisch,

werden im Text von den handelnden Personen häufig gleichgesetzt, da sie politisch miteinander verbunden und Feinde der vorgenannten Völker waren. Das Wort »Mingo« wurde sogar als Schimpfwort verwendet, »Mengwe« und »Maqua« ebenso, wenngleich in geringerem Maße.

Die Mohikaner waren einst die Herren des Landes, das den Schauplatz unserer Erzählung bildet. Dann aber wurden ihre Gebiete wie so viele Teile des Kontinents von den Europäern in Besitz genommen, und sie waren der erste Stamm, der vertrieben wurde. Das anscheinend unvermeidliche Schicksal aller Völker, die dem Voranschreiten beziehungsweise den Übergriffen der Zivilisation weichen müssen, wie das Grün der Wälder dem schneidenden Frost weicht, ist längst über die Mohikaner hereingebrochen. Es ist aber hinreichend historische Wahrheit in unserer folgenden Darstellung, um die Nützlichkeit dieser Vorgänge zu veranschaulichen.

Am Schluss dieser Einleitung sollen auch über einen wichtigen Charakter unserer Geschichte noch einige Worte gesagt werden: einen Kundschafter in den Kriegen, die England und Frankreich um den Besitz des amerikanischen Festlandes führten, einen Jäger in jenen Zeiten der eifrigsten Tätigkeit, die dem Frieden von 1783 unmittelbar folgten, und endlich einen einsam die Prärien Durchstreifenden, nachdem die Politik der Freistaaten jene endlose karge Wildnis dem Unternehmungsgeist ihrer halbzivilisierten Abenteurer geöffnet hatte, die zwischen Zivilisation und Barbarei die Mitte hielten. Einen solchen Mann zu schildern, heißt, mithilfe der Dichtung einen Zeugen für jene gewaltigen Umwandlungen aufzustellen, die die amerikanische Nation bis zu einer vorher nie gekannten Höhe voranschreiten ließen – Fortschritte, für die Hunderte von Lebenden dasselbe Zeugnis ablegen könnten. In diesem Punkte hat unsere Dichtung nicht den Rang einer Erfindung.

Über den genannten Charakter hat der Verfasser weiter nichts zu sagen, als dass er einen Mann von natürlicher Gutmütigkeit zeichnen wollte, der den Versuchungen des zivilisierten Lebens entsagt, sich aber dessen Weisheit wie dessen Vorurteilen dennoch nicht ganz entziehen will oder kann; einen

Mann, der auf die Sitten und Gewohnheiten des Naturzustandes verwiesen ist, wodurch die Schwächen als auch die Vorzüge seiner Lage und seiner Geburt zutage treten, der dadurch aber mehr gewinnt als verliert. Der Verfasser wäre vielleicht näher an der Wirklichkeit geblieben, wenn er ihn sittlich weniger hoch gestellt hätte, aber die Darstellung hätte auf diese Weise wohl an Interesse verloren. Überdies besteht die Aufgabe des Romanautors ja darin, dem Ideal möglichst nahezukommen. Nach diesem Bekenntnis braucht kaum noch hinzugesetzt zu werden, dass bei der Ausstattung dieser Persönlichkeit kein individueller Charakter zugrunde lag. Der Verfasser glaubt der Wahrheit genug geopfert zu haben, indem er die Sprache und die dramatische Haltung beibehielt, derer die Rolle bedurfte.

Was nun die Örtlichkeit der folgenden Erzählung anbelangt, so hat sich der Schauplatz, seit die angedeuteten historischen Ereignisse stattgefunden haben, natürlich ebenso viel oder wenig verändert wie jeder andere Distrikt von gleichem Umfang auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten. Moderne, gut eingerichtete Badeanstalten finden sich jetzt an der Quelle, wo Falkenauge haltmachte und trank, und Straßen durchschneiden die Wälder, wo er und seine Freunde noch pfadlos wandern mussten. Glens ist mittlerweile eine größere Siedlung, und während William Henry und selbst eine Festung späteren Ursprungs nur noch an Ruinen erkennbar sind, findet sich eine neue Ortschaft an den Ufern des Horican. Abgesehen von diesen Veränderungen haben der Unternehmungsgeist und die Schöpferkraft des Volkes, die anderwärts Wunder vollbracht haben, hier wenig gewirkt. Die Wildnis, in der sich die letzten Ereignisse unserer Geschichte zutragen, ist beinahe immer noch Wildnis, obgleich der Rote Mann ganz aus ihr verschwunden ist. Von allen hier genannten Stämmen sind dort nur noch wenige, halbzivilisierte Oneida in ihren Reservaten in New York anzutreffen. Die Übrigen haben entweder die Gebiete ihrer Väter verlassen, oder sie sind ganz von der Erde verschwunden.

Erstes Kapitel

*Mein Ohr ist offen, und mein Herz bereit:
Du kannst nur weltlichen Verlust mir melden.
Sag, ist mein Reich dahin?*

Shakespeare, König Richard II. (III, 3)

Es war eine Eigentümlichkeit der Kolonialkriege in Nordamerika, dass erst einmal die Mühen und Gefahren der Wildnis überwunden werden mussten, bevor sich die gegnerischen Heere überhaupt begegnen konnten. Ein breiter Gürtel scheinbar undurchdringlicher Wälder trennte die einander feindlichen Provinzen Frankreichs und Englands. Die harten Ansiedler und die trainierten Europäer, die Seite an Seite fochten, kämpften oft erst monatelang mit reißenden Stromschnellen oder rauen Gebirgspässen, bevor sie endlich Gelegenheit hatten, ihren Mut im kriegerischen Kampf zu beweisen. Aber im Wett-eifer mit der Ausdauer und Selbstverleugnung der eingeborenen Krieger lernten sie jede Schwierigkeit zu überwinden, und es scheint, dass mit der Zeit kein Winkel in den Wäldern zu finster und kein Versteck zu abgelegen gewesen wäre, als dass sie nicht dorthin zu dringen wagten – sie, die ihr Blut verpfändet hatten, um ihre Rache zu stillen oder der kalten, selbstsüchtigen Politik entfernter europäischer Monarchen zu dienen.

Vielleicht gibt kein Distrikt ein lebendigeres Bild von der Grausamkeit und Wildheit der barbarischen Kriege jener Zeiten als eben jenes Land, das zwischen den Quellen des Hudson und den angrenzenden Seen liegt.

Die Vorteile, die hier die Natur für die Bewegungen der Kämpfenden bot, waren zu augenfällig, um nicht genutzt zu werden. Der langgedehnte Wasserspiegel des Champlain erstreckte sich von den Grenzen Kanadas bis tief in die benachbarte Provinz New York hinein und bildete so eine natürliche Passage für die Hälfte des Weges, den die Franzosen bewältigen mussten, um an ihre Feinde gelangen zu können.

Unweit seines südlichen Endes nimmt der Champlain die Zuflüsse eines anderen Sees auf, dessen Wasser so klar sind, dass die Missionare der Jesuiten sie als Taufwasser verwendeten, wodurch der See auch den Namen Lac du Saint Sacrament* erhielt. Die minder glaubenseifrigen Engländer hingegen meinten den klaren Wellen Ehre genug anzutun, wenn sie ihnen den Namen ihres regierenden Fürsten gaben, des zweiten aus dem Hause Hannover. Beide Völker, Franzosen wie Engländer, waren sich jedoch darin einig, den machtlosen Eigentümern dieser Wälder ihr natürliches Recht auf Namensgebung zu rauben, denn ursprünglich wurde der See Horican** genannt.

Sich um zahllose Inseln windend und in Berge eingebettet, dehnt sich dieser »See des Heiligen Sakramentes« noch etwa ein Dutzend Wegstunden gen Süden aus. An der Hochfläche, die dort ans Wasser stößt, begann ein viele englische Meilen langer Transportweg, der bis an die Ufer des Hudson führte. Er traf an einer Stelle auf den Fluss, an der dieser – von den üblichen Stromschnellen, die auch Rifts genannt wurden, einmal abgesehen – zur Flutzeit schiffbar war.

Da rastlose Unternehmungslust die Franzosen bei ihren Eroberungsplänen selbst in die entfernten, fast unzugänglichen Schluchten des Alleghenygebirges führte, ist leicht verständlich, dass sie die natürlichen Vorteile der soeben beschriebenen Landstrecke nicht übersehen konnten. Sie wurde auch wirklich der blutige Schauplatz, auf dem die meisten Schlachten um die Herrschaft in den Kolonien geschlagen wurden. An verschiedenen Punkten, von denen aus man die Heerstraßen beherrschen konnte, wurden Forts angelegt, und diese wurden erobert und wieder zurückgewonnen, geschleift und wieder

* (franz.) See des Heiligen Sakramentes.

** Da jede indianische Nation ihre eigene Sprache oder Mundart hatte, gab es für dieselben Plätze natürlich auch verschiedene Namen. Fast alle Benennungen waren aber Beschreibungen des jeweiligen Gegenstandes. Der Name, den der am Seeufer lebende Stamm gebrauchte, lautet wörtlich übersetzt »Seeschweif«, denn der Lake George, wie er jetzt gemeinhin und von Rechts wegen heißt, bildet zum Champlain eine Art Schweif, wenn man ihn auf der Karte betrachtet.

aufgebaut, wann immer ein neuer Sieg über die feindliche Flagge errungen war. Während sich die Siedler von den gefährlichen Pässen hinter die sichereren Grenzen der älteren Niederlassungen zurückzogen, sah man ganze Heere, oft stärker als jene, die über die Throne der Mutterländer entschieden, in diesen Wäldern für immer verschwinden, und nur selten kamen versprengte Grüppchen, zu Gerippen abgemagert, verzweifelt und durch Niederlagen entmutigt, wieder zum Vorschein.

Ruhe und Sicherheit des Friedens waren in diesen Gegenden unbekannt; die Wälder wimmelten von Menschen, die Gipfel und Täler waren von Kriegsgeschrei erfüllt, und das Echo der Berge warf das Lachen und die übermütigen Rufe manches tapferen und sorgenlosen Jünglings zurück, der in der vollen Kraft seines jungen Mutes dahineilte, um schon bald darauf in die lange Nacht des Vergessens hinüberzusinken.

Auf diesem blutigen Schauplatz wurden die bedeutendsten Schlachten geschlagen, und zwar im dritten Jahr des Krieges, den England und Frankreich um den Besitz eines Landes führten, das auf Dauer glücklicherweise keinem zuteilwerden sollte.

Die Unfähigkeit seiner Heerführer in Amerika und der unglückliche Mangel an Energie in seinen Beratungen daheim hatten Großbritannien von der stolzen Höhe herabgestürzt, auf die es die Talente und der Unternehmungsgeist seiner früheren Kriegs- und Staatsmänner einst gebracht hatten. Nicht länger von seinen Feinden gefürchtet, verloren seine Diener bald auch das Vertrauen in sich selbst. Bei diesem drückenden Zustand der Erniedrigung waren die englischen Ansiedler, obgleich unschuldig an der Schwäche ihres Herkunftslandes, die natürlichen Opfer. Sie hatten erst kürzlich gesehen, wie ein auserlesenes Heer aus dem Mutterland, das sie bisher für unbesiegbar gehalten hatten, unter den Befehlen eines Führers, der wegen seiner kriegerischen Verdienste aus einer Schar erfahrener Männer auserwählt worden war, von einer Handvoll Franzosen und Indianer schimpflich zersprengt und vor der völligen Vernichtung nur durch die Besonnenheit eines Knaben aus Virginia bewahrt worden war, dessen Ruf sich seitdem – kraft des

immer wirksamen Eindruckes sittlicher Größe – bis an die äußersten Grenzen der christlichen Welt verbreitet hat.*

Durch dieses unerwartete Desaster war ein großer Abschnitt der Grenze schutzlos geworden, und den tatsächlichen Übeln gingen Tausende gefürchtete und eingeübte Gefahren voraus: Die bestürzten Siedler glaubten in jedem Windstoß, der aus den endlosen Wäldern des Westens drang, das Geheul der Wilden zu vernehmen, und der furchtbare Charakter ihrer erbarmungslosen Feinde vermehrte die natürlichen Schrecken des Krieges über alle Beschreibung. Zahllose Gemetzel der unmittelbaren Vergangenheit lebten noch in der Erinnerung; auch war kein Ohr in den Provinzen so taub, dass es nicht begierig der Erzählung einer furchtbaren mitternächtlichen Mordszene gelauscht hätte, bei der die Eingeborenen der Wälder in ihrer Grausamkeit eine Hauptrolle spielen mussten.

Wenn der leichtgläubige, aufgeregte Reisende von den Gefahren der Wildnis erzählte, gerann den Furchtsamen vor Schrecken das Blut in den Adern, und Mütter warfen ängstliche Blicke selbst auf Kinder, die im sicheren Schoße der größten Städte schlummerten. Kurz, die alles übertreibende Furcht machte die Berechnungen der Vernunft zunichte, und die sich ihrer Mannheit hätten erinnern sollen, wurden zu Sklaven simpelster Leidenschaften. Selbst die Zuversichtlichsten und Standhaftesten begannen zu glauben, dass der Ausgang des Kampfes zweifelhaft werden könnte, und stündlich vermehrte sich die Zahl jener Elenden, die schon alle Besitzungen der englischen Krone in Amerika von ihren christlichen Feinden er-

* George Washington hatte den europäischen General erst vergeblich vor der Gefahr gewarnt, in die er sich unbesonnen stürzte, und dann die Reste des britischen Heeres durch seine Entschlossenheit und Tapferkeit gerettet. Der Ruhm, den Washington in dieser Schlacht erntete, war der Hauptgrund, warum er später den Oberbefehl über die amerikanischen Heere erhielt. Merkwürdig ist, dass, während ganz Amerika von seinem wohlverdienten Ruhm widertönt, sein Name in keinem europäischen Schlachtbericht erscheint, wenigstens hat ihn der Verfasser vergeblich gesucht. Der englische Mutterstaat hat es anscheinend vermocht, Washington in Europa um die ihm zustehende Ehre zu bringen.

obert oder durch die Einfälle ihrer fühllosen Verbündeten verwüstet sahen.

Als daher in dem Fort am Südennde des zwischen dem Hudson und den Seen gelegenen Transportweges die Nachricht eintraf, dass Montcalm mit einem Heer, »zahllos wie das Laub auf den Bäumen«, den Champlain heraufkomme, wurde diese Botschaft mehr mit der Zurückhaltung furchtsamer Friedfertigkeit als mit der ernststen Freude aufgenommen, die der Krieger fühlen sollte, wenn er den Feind in seinem Bereiche findet. Die Nachricht traf hier an einem Sommerabend durch einen indianischen Läufer ein, der zugleich im Namen von Colonel Munro, dem Befehlshaber eines Forts am Ufer des Heiligen Sees, um umgehende und kräftige Verstärkung bat. Die Entfernung zwischen diesen beiden Orten betrug weniger als fünf Stunden, und der raue Pfad, der ursprünglich die Verbindung bildete, war für Wagen erweitert worden, sodass der Weg, für den der Sohn des Waldes nur zwei Stunden benötigt hatte, von einem Armee-korps mitsamt erforderlichem Gepäck leicht zwischen dem Auf- und Untergang der Sommersonne zurückgelegt werden konnte.

Die Untertanen der britischen Krone hatten die eine dieser Waldfestungen Fort William Henry, und die andere Fort Edward genannt, beide nach zwei beliebten Prinzen des regierenden Hauses. Der erwähnte Munro, ein schottischer Veteran, hielt Fort Henry mit einem Regiment regulärer Truppen und einer Anzahl von Leuten aus den Kolonien – eine Besatzung, die in der Tat zu schwach war, um der furchtbaren Macht, mit der Montcalm gegen das Fort vorrückte, die Stirn zu bieten. Im Fort Edward lag jedoch General Webb, der die Heere des Königs in den Nordprovinzen befehligte, mit einem Korps von mehr als fünftausend Mann. Und durch eine Vereinigung der verschiedenen Truppen unter seinem Befehl hätte General Webb sogar fast die doppelte Anzahl Kämpfer dem unternehmenden Franzosen entgegenzustellen vermocht, der sich mit einem nicht viel stärkeren Heer so weit von seinen Reserven fortgewagt hatte.

Aber nach den für die Franzosen glücklichen Ereignissen

beim Fort du Quesne wollten die englischen Offiziere und Soldaten – von ihren letzten Missgeschicken eingeschüchtert – die Annäherung des Feindes lieber innerhalb ihrer Festungswerke erwarten, als sich dessen Vormarsch entgegenzustemmen und einen kühnen Angriff auf die Heranrückenden zu wagen.

Nachdem sich die erste Bestürzung über die Nachricht etwas gelegt hatte, verbreitete sich durch das verschanzte Lager, das den Hudson entlang eine Reihe von Außenwerken um das Fort bildete, das Gerücht, eine Abteilung von ausgewählten fünfzehnhundert Mann habe mit Tagesanbruch nach Fort William Henry, dem Posten auf dem nördlichen Ende des Bergrückens, abzugehen. Was anfangs nur ein Gerücht war, wurde bald Gewissheit, da aus dem Quartier des Oberbefehlshabers die Order erging, sich zum schleunigen Abmarsch bereitzuhalten. Jeder Zweifel über das Bevorstehende schwand, und die folgenden Stunden sah man nichts als geschäftiges Herumlaufen und bange Gesichter. Die Neulinge in der Truppe eilten aufgeregt hin und her, ihre eigenen Vorbereitungen durch ein Übermaß an Eifer eher hemmend denn fördernd. Die erfahreneren Krieger trafen ihre Vorkehrungen mit einer Besonnenheit, die allen Anschein der Eile verschmähte, wenngleich ihre ernsten Züge und ihre unruhigen Augen verrieten, dass sie keine besondere Lust zu dem noch unversuchten, gefürchteten Krieg in der Wildnis verspürten. Endlich sank die Sonne in einer Flut von Licht hinter die entfernten westlichen Hügel, und als die Finsternis ihren Schleier um den abgeschiedenen Ort zog, verstummten allmählich auch die Geräusche der Zurüstung. Das letzte Licht verlösch in den Blockhäusern der Offiziere, die Bäume warfen schwärzere Schatten auf die Wälle und den kräuselnden Strom, und bald herrschte im Lager eine ebenso tiefe Stille wie im Wald ringsum.

Gemäß den Befehlen des vergangenen Abends unterbrachen beim ersten Morgengrauen rollende, in der feuchten Morgenluft der Wälder widertönende Trommelwirbel den tiefen Schlaf des Heeres, und in einem Augenblick war das ganze Lager in Bewegung, da noch der letzte Soldat dem Aufbruch seiner Kameraden beiwohnen wollte. Die kleine, auserlesene Truppe

hatte sich bald in Marschordnung aufgestellt. Während sich die geübteren Soldaten des Königs stolz auf den rechten Flügel zogen, nahmen die weniger ehrgeizigen Pflanze ihre bescheidene Stellung auf dem linken ein. Die Vorhut brach auf, starke Bedeckungen umringten die schwerfälligen Gepäckwagen, und noch ehe das graue Zwielficht den Sonnenstrahlen gewichen war, machte auch das Hauptkorps der Streiter einen Schwenk und verließ das Lager mit einem Ausdruck militärischen Stolzes, der die schlummernden Besorgnisse manches Neulings beschwichtigte, der seine erste Waffenprobe zu bestehen hatte. Solange die Truppen noch in Sichtweite ihrer Kameraden waren, behielten sie ihre stolze Haltung bei; schließlich aber verklangen die Melodien ihrer Querpfeifen immer mehr, bis der Wald die lebendige Schlange gänzlich verschluckt hatte.

Als die letzten Töne der sich entfernenden und längst den Blicken entschwundenen Kolonne verklungen, und auch die letzten Nachzügler den Augen entrückt waren, konnte man vor einem Blockhaus von ungewöhnlichem Umfang noch immer Reisevorbereitungen beobachten. Das Gebäude schien größere Bequemlichkeiten zu bieten als die anderen Häuser, und an seiner Tür standen Posten, die die Person des englischen Generals zu bewachen hatten. Vor dem Blockhaus wartete ein halbes Dutzend Pferde, von denen zwei, nach ihrem Sattelzeug zu urteilen, für Frauen eines Ranges bestimmt schienen, wie man sie für gewöhnlich nicht in dieser Wildnis antraf. Ein drittes Pferd trug das Geschirr und die Wappen eines Stabsoffiziers, während die anderen, mit einfachen Decken und Reisetaschen beladen, offenbar für Diener bestimmt waren, die bereits auf ihre Herrschaften warteten. In ehrerbietiger Entfernung von dieser Gruppe standen einige müßige Zuschauer, die teils die Rasse und den Wuchs des Offizierspferdes bewunderten, teils mit einfältiger, gewöhnlicher Neugier die Reisevorbereitungen beobachteten. Von Letzteren unterschied sich jedoch auffallend ein Mann, der weder müßig noch einfältig schien.

Das Äußere dieses Menschen machte einen höchst ungünstigen Eindruck, ohne dass jedoch eine besondere Missgestalt-

tung an ihm zu bemerken war. Er hatte alle Gliedmaßen wie auch andere Leute, nicht aber deren Proportionen: Stand er, so überragte er alle Nachbarn, saß er hingegen, so schien er wieder von gewöhnlicher Größe. Dieser Widerspruch in den Gliedern schien für den ganzen Menschen zu gelten. Sein Kopf war groß, seine Schultern eng, seine Arme lang und schlotternd, seine Hände dagegen klein und fast zart, seine Beine und Schenkel dünn, fast ausgemergelt, aber außerordentlich lang, und seine Knie wären unnatürlich plump erschienen, wenn sie nicht von den Füßen übertroffen worden wären, auf denen dieser verkehrte Bau menschlicher Glieder ruhte. Der zusammengewürfelte, geschmacklose Anzug diente nur dazu, sein linkisches Wesen noch mehr hervorzuheben. Ein himmelblauer Rock mit kurzen, breiten Schößen und niederem Kragen gab den langen, dünnen Hals und die noch längeren, dünneren Beine den schlimmsten Bemerkungen Übelwollender preis. Seine eng anliegenden, gelben Nankinghosen waren an den ungeheuren Knien mit breiten Schleifen weißer Bänder befestigt, die durch den Gebrauch ziemlich beschmutzt erschienen. Dunkle, baumwollene Strümpfe und Schuhe – an einem stand ein versilberter Sporn hervor – vollendeten die Kleidung, wodurch das Missverhältnis seiner unteren Glieder erst recht ins Licht gesetzt wurde. Sein verschmutztes Wams war von gewirkter Seide und mit verblichenen Silberborten verziert, und aus der unförmigen Tasche auf seiner Brust sah ein Instrument hervor, das man in solcher Umgebung leicht für ein Unheil bringendes, unbekanntes Kriegsgerät hätte halten können. So klein es war, hatte es doch die Neugier der meisten Europäer im Lager erregt, obgleich es viele Eingeborene nicht nur ohne Furcht, sondern auch wie etwas Bekanntes berührten. Ein großer, bürgerlicher Hut, wie ihn dreißig Jahre zuvor die Geistlichen getragen hatten, ruhte über dem Ganzen und verlieh einem gutmütigen, etwas leeren Gesicht Würde, das solch künstlicher Hilfe sichtlich bedurfte, um das Gewicht eines hohen und ungewöhnlichen Amtes zu unterstützen.

Während sich die Menge in ehrerbietiger Entfernung von General Webbs Quartier hielt, ging unser Mann unbedenklich

mitte unter den Dienern umher, wobei er ganz offenerzig Lob und Tadel über die Pferde ausdrückte.

»Freund, ich wette, dieses Tier stammt nicht aus heimischer Zucht, sondern aus fernen Ländern, vielleicht gar von der kleinen Insel über dem blauen Wasser«, sagte er in einem Ton, der sich ebenso durch Milde und Sanftheit auszeichnete wie seine Person durch ihre seltsamen Proportionen. »Ich kann von diesen Dingen sprechen, ohne zu prahlen, denn ich bin in beiden Häfen gewesen, dem an der Mündung der Themse, der nach der Hauptstadt Alt-Englands benannt ist, und dem anderen, der noch den Zusatz »neu«* führt, und ich hab' gesehen, wie die Zweimaster und Brigantinen ihre Herden zusammentrieben wie einst bei der Arche, da sie nach der Insel Jamaika mussten, um dort mit vierfüßigen Tieren Tausch- und anderen Handel zu treiben. Aber nie hab' ich ein Tier gesehen, das so sehr dem Schlachtross in der Bibel gleicht, wie dieses! ›Es stampft im Tal und freut sich seiner Stärke, es stürmt heran, um den Geharnischten zu begegnen. Es wiehert unter den Trompeten und riecht die Schlacht von ferne, den Donnerruf der Führer und das Jauchzen.‹ Man sollte meinen, die Rosse Israels hätten sich bis auf unsere Zeit fortgepflanzt, nicht wahr, mein Freund?«

Als er auf diese seltsame biblische Rede, welche er zudem volltönend und mit großem Ausdruck vorgetragen hatte, keine Erwiderung erhielt, musterte er die schweigende Person vor ihm eingehender. Es war die aufrechte und starre Gestalt des indianischen Läufers, der am vorangegangenen Abend die unwillkommene Nachricht ins Lager gebracht hatte. Obgleich der Wilde in vollkommener Ruhe und mit charakteristischem Stoizismus die Aufregung ringsum beobachtete, lag in seiner Gelassenheit doch ein mürrischer Trotz, der selbst die Aufmerksamkeit noch erfahrenerer Augen auf sich gezogen hätte als jene, die ihn jetzt mit unverhohlenem Erstaunen anstarrten. Der Eingeborene trug Messer und Tomahawk seines Stammes, und doch war sein Aussehen nicht ganz das eines Kriegers. Im

* Newport.

Gegenteil, in seiner Erscheinung sprach sich eine gewisse Nachlässigkeit aus, die vielleicht die Folge kürzlicher großer Anstrengungen war, von denen er sich noch nicht ganz erholt haben mochte. Die Farben auf seinem nach Kriegerart bemalten, wilden Gesicht waren in dunkler Verwirrung ineinandergeflossen und machten seine schwärzlichen Gesichtszüge noch wilder und abstoßender – es schien, als wenn man durch Kunst hervorzubringen versucht hätte, was der bloße Zufall bereits getan hatte. Nur seine Augen, die gleich feurigen Sternen unter finsternen Wolken hervorblitzten, waren in ihrer natürlichen Wildheit zu sehen. Einen Augenblick lang begegnete ein forschender und doch vorsichtiger Blick dem verwunderten Auge des Fragers, dann wandte sich der Indianer teils listig, teils verächtlich ab und starrte ins Blaue hinein.

Die Neugier des weißen Mannes wurde jetzt ohnehin auf andere Gegenstände gezogen. Eine allgemeine Bewegung unter den Dienern und sanfte Stimmen kündigten die Annäherung der Erwarteten an, und der Bewunderer des Streitrosses eilte zu einer kleinen, mageren Stute mit langem, dünnem Schwanz, die das welke Gras des Lagers abweidete. Mit dem Ellbogen auf die Decke gelehnt, die den Sattel ersetzte, schaute er der Abreise zu, während neben seiner Mähre friedlich ein Fohlen graste.

Ein junger Mann in der Uniform eines Offiziers schritt zu den Pferden in Begleitung zweier Damen, die sich, nach ihrer Kleidung zu urteilen, den Anstrengungen einer Reise durch die Wälder unterziehen wollten. Die jüngere, obgleich beide noch jung waren, zeigte ein blendend weißes Gesicht, schönes Goldhaar und hellblaue Augen, als die Morgenluft den grünen Schleier ihres Biberhutes beiseitewehte. Das Rot, das noch über den Fichten am westlichen Himmel hing, war nicht zarter als die Blüte ihrer Wangen, und der anbrechende Tag nicht lieblicher als das seelenvolle Lächeln in Richtung des Jünglings, der ihr in den Sattel half. Die andere Dame, der gleichfalls die Aufmerksamkeit des jungen Offiziers zuteilwurde, verbarg ihre Reize vor den neugierigen Blicken der Soldaten mit einer Sorgfalt, die die Erfahrung eines vielleicht um vier oder fünf Jahre reiferen Alters vermuten ließ. Ihre Gestalt, obschon von glei-

chem Ebenmaß, war doch voller und ausgebildeter als die ihrer Gefährtin.

Die Damen saßen kaum zu Pferde, als sich ihr Begleiter elegant in den Sattel seines Schlachtrosses schwang. Alle drei verbeugten sich gegen Webb, der ihren Abschied höflich auf der Schwelle seiner Wohnung erwartete, dann ritten sie, ihrer Dienerschaft voraus, langsam zum nördlichen Ausgang der Verschanzungen.

Alle verhielten sich schweigsam, bis plötzlich der jüngeren Dame ein leichter Ausruf des Erschreckens entfuhr, als nämlich der indianische Führer unerwartet an ihr vorüberglitt, um ihnen auf der Heerstraße voranzulaufen. Obgleich diese plötzliche Erscheinung des Indianers der anderen Dame keinen Laut entlockt hatte, so hob diese dennoch überrascht ihren Schleier. Ihr Blick verriet Mitleid, Verwunderung und Schreck, während ihre schwarzen Augen den geschmeidigen Bewegungen des Wilden folgten. Das Haar dieser Dame war glänzend schwarz wie Rabengefieder, ihre Gesichtsfarbe nicht gerade braun, aber durch das pulsierende Blut gleichsam nachgedunkelt. Und doch war nichts Unedles in ihrem Gesicht, welches ungemein regelmäßig und würdevoll erschien und ausnehmend schön genannt werden konnte. Sie lächelte, als bemitleidete sie ihre eigene, augenblickliche Selbstvergessenheit, und zeigte dabei eine Reihe weißer Zähne. Darauf zog sie ihren Schleier wieder zurecht, neigte den Kopf und ritt stillschweigend dahin wie jemand, dessen Gedanken fern von seiner Umgebung sind.